

nach 1867 und 1871 standen, als der selbst noch etwas optimistisch gestimmte Kanzler glaubte, das in den Sattel gehobene Volk werde fürder allein zu reiten verstehen.

Nicht einmal den leidigen Trost haben wir, daß nur die politische Talentlosigkeit des deutschen Naturells hier zur Geltung komme und durch die schulende Erfahrung allmählich ausgeglichen werden könne. Das Uebel sitzt tiefer und hält noch unsere gesammte Culturentwicklung zurück, in Handel und Industrie, in Kunst, Bildung, Sitte und Lebensgenuß. Allenthalben fehlt uns das Zusammenstimmen nach großen Maßstäben, durch welches allein die Kräfte der Einzelnen unter einander ausgewechselt und potenziert werden; während derjenige die lebhafteste Anziehungskraft auszuüben hoffen darf, welcher irgend etwas bis dahin Gemeingültiges, beispielsweise im Kunstgeschmack, anzugreifen und ein Apartes an dessen Stelle zu setzen sich anheischig macht.

Man kann nicht einen Roman oder ein Stück machen, ohne Liebe einzuflechten, und keine allgemeine deutsche Angelegenheit besprechen, ohne mit dem Elend der Zersplitterung anzufangen. Es ist unser ewig Weh und Ach, und was auch die Gelehrten sagen mögen: das Meiste ist nur aus dem Punkte zu curiren!

Unermesslich viel ist geschrieben worden und darunter Vortreffliches, um unsere Bildung — wie ich es kurz nennen will, obgleich das Wort schon zu viel anticipirt — mit derjenigen anderer Nationen zu vergleichen. Das Charakteristischste bleibt mir immer dieses: Bei uns stecken in den Winkeln Hunderte von Menschen, die mit ihren Wissens- und Gedankenschätzen in anderen Ländern und namentlich in Frankreich Leuchten der Schule, Herrscher der Gesellschaft wären. Aber nicht bloß, daß Niemand sie kennt und sie Niemanden kennen, auch wenn man mit ihnen in Berührung kommt, gehört in zehn Fällen von zwölfen ein langanhaltendes Durchdringen dazu, um unter der bald harten, bald rauhen Schale den Inhalt zu erspähen und von demselben zu kosten.

Das alles hat bekanntlich auch seine gute, besonders seine rührende Seite, aber schließlich haben wir darin doch jenes Grundelement der Sprödigkeit zu erkennen, welches hindert, daß das in tausend Rinnsalen sickernde Leben der Nation zum breiten schönen und mächtigen Strom werde.

Nicht ganz so starr und spröde wie unsere strenge Wissenschaft scheint sich unsere Kunst zu verhalten und jene eigne Mischung von Kunst und Wissenschaft, welche sich unter dem weiten Begriff der Literatur zusammenfassen läßt. Hier ist das Schaffen schon von selbst mehr darauf angewiesen, nach Außen zu treten; aber legt man eben diese Aufgabe des sichtbaren Hinaustretens als Maßstab zu Grunde, so ergibt sich auch hier ein gleich großer Mißstand.

Die mechanischen Reibungen innerhalb einer von tausend Rissen zerklüfteten Gesammtheit zehren einen ungeheuren Theil der Kräfte und Leistungen der Einzelnen ungenossen auf.

Ein Anderes kommt hinzu. An den Franzosen, namentlich insofern sie als Typus demokratischen Gleichheitstriebes aufgefaßt werden, hat man als hervorstechenden Zug den Neid erkennen wollen. Vielleicht ist der Vorwurf nur aus der Beobachtung einzelner Schichten und Perioden gewonnen und könnte nach Zeit und Umständen von Land zu Land getragen werden. Dagegen wird die Beobachtung ergeben, daß dem Deutschen die Gabe des Anerkennens fehlt. Neidisch mag er nicht sein, aber Anerkennen geht ihm gegen die Natur. Auch hier hat die Enge des Lebens, wenn sie nicht Grundursache war, jedenfalls erst recht der natürlichen Anlage zur Entwicklung verholzen.

In Sachen der Industrie streitet man, ob die Geringsfügigkeit gewisser Leistungen die Schuld der Producenten oder der Consumenten sei. Auf unserem — man verzeihe den Ausdruck — literarischen Markte setzt jedenfalls die Ungunst des Absatzgebietes der

Production ungewöhnliche Hemmnisse entgegen. Während die Preßerzeugnisse Englands und Frankreichs, von der Zeitung bis zum Foliobande, in der ganzen Culturwelt gelesen werden, sind die Schriftwerke Deutschlands bis auf geringe Ausnahmen auf die Heimath angewiesen. Und nicht nur das: während sie im Auslande nicht mitconcurriren, concurrirt das Auslande im breitesten Maße mit ihnen auf ihrem eigenen Boden. Wir lesen englisch und französisch — in großen Kreisen so viel, stellenweise mehr als deutsch. Und als ob damit noch nicht genug gethan wäre, übersetzen wir alles, damit auch die Sprachunkundigen nicht zu kurz kommen. Dies gilt nicht bloß von der schönen Literatur, sondern auch von der streng wissenschaftlichen. Mit einem Wort: wir nehmen vom Auslande in allen Stücken Notiz; das Auslande thut uns gegenüber das Gegentheil.

Mit Retorsionszöllen läßt sich hierin glücklicher Weise kein Hilfsversuch machen. Aber abhelfen könnten wir doch um ein Erkleckliches, wenn wir nämlich mehr darauf bedacht wären, uns selbst einander zu nähern, indem wir auf gewissen literarischen Gebieten uns von der Zersplitterung der Producenten und Consumenten heilen. Auch für unser Eindringen in das Auslande wäre dies von Werth, denn wie soll dieses sich über uns orientiren, so lange das Orientiren dem Inländer selbst schwer gemacht wird?

Die Popularisirung des Wissens ist mit geistvollen Einwendungen bekämpft worden. Aus dem Salongelehrten, der des Abends den Damen die Ergebnisse der neuesten mikroskopischen Forschungen erklärt, läßt sich ebenso leicht eine heitere Caricatur machen, wie aus dem Publicum einer Provinzialstadt, welches sich auf sechs Abende eines Winters sechs Gelehrte verschreibt, um in sechs Stunden aus sechs Fächern das Wissenswürdigste zu erfahren. Es hilft aber alles nichts. Das Publicum, wills Gott auch das weibliche, wird fortfahren, seinen genießbaren Theil von allem, was die Welt bewegt, zu beanspruchen. Und es werden sich auch immer Leute finden, hier zu befriedigen. Je bessere Leute aber sich dazu hergeben, desto besser! Keiner, der es gut zu machen versteht, ist zu gut dazu. Es gibt freilich noch immer gelehrte Künstler bei uns, welche es schon verdächtig finden, wenn einer lesbare Deutsch schreibt.

Doch auch gerade gegen die Gefahren einer Ueberschwemmung der Gesellschaft mit wässerigem Dilettantismus, mit oberflächlicher Vielwisserei liegt der Sicherheitsdamm in der Concentrirung der Verbreitungsorgane. Ein Deutscher, der über die hervorragendsten Erscheinungen unterrichtet bleiben will, muß unzählige periodische Schriften verfolgen. Selbst wer gegen die encyclopädistische Richtung der Leute von Welt eingenommen ist, muß doch einräumen, daß eine solche Richtung jedenfalls nützlicher entwickelt wird durch ein Centralorgan für Alle, als durch eine große Mehrheit solcher Sammelwerke.

Alles bisher Gesagte dient eigentlich nur zu schwacher Punktirung von Gedanken, die ins Breite ausgeführt werden müßten, um gewisse Seiten unseres gesammten Culturlebens ins volle Licht zu setzen. Doch für den Augenblick mögen diese leisen Andeutungen genügen, um den praktischen Satz vorzubereiten, den zur Anerkennung zu bringen es hier gilt. Deutschland braucht statt eines Duzend von Revuen eine einzige. Nur dann erfüllt eine solche ihren Zweck, und nur dann ist dieser Zweck von hohem Werth für das gesammte Leben der Nation, nicht bloß für das literarische Leben, sondern für Wissenschaft, Kunst, Politik und gesellschaftlichen Verkehr. Die höchste und darum die wahre Bestimmung eines derartigen periodischen Sammelwerkes ist, daß alle Schriftsteller, die das beste, große Publicum zu haben verdienen, für das einzige Werk schreiben, und daß alle Leser, welche das beste für den großen Kreis Geleistete kennen wollen, nach demselben einzigen